



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stölzel, Adolf: Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel

8.

Im Hohenlohe-Neuensteinschen Linienarchive zu Neuenstein beginnt ein Gültetbuch des Jahres 1357 mit den Einträgen: „Item Contz tuifel und hornaff 5 schill. heller vun ein vast hun von eim lehn“ und „Item hornaffer hofstat 1 schill. heller ein vasn hun vunn ein vierteil habern vun ein andern hofstat“. Beide Stellen gehören der Aufzählung derjenigen Abgaben an, die aus Crailsheim der Neuensteiner Hohenlohe-Linie gehörten. Die eine Abgabe lag dem Crailsheimer Einwohner Hornaff als dem Inhaber eines herrschaftlichen Lehns, die anderen beiden Abgaben lagen zwei Hofstätten der Hornaffer zu leisten ob. Es gab also damals in Crailsheim einen zinspflichtigen (Guns?) „Hornaff“ und zwei zinspflichtige Hofstätten, die der Familie der „Hornaffer“ zustanden. Der Name „Horneffer“ (nur eine andere Form als Hornaffer) kommt für einen Studiosus aus Schmalkalden 1449 in der Erfurter Universitätsmatrikel vor. Er bedeutet Hornaffenmann oder Hornaffenbäcker. Nichts anderes wird wohl auch der Name „Hornaff“ bedeuten.

Genau so verhält es sich mit dem schlesischen Mohn- oder Mohnhorn. Neben dem seit alters zu Martini gebackenen Mohnhorn existierte in Schlessien der Familienname Mohnhorn. In den 1770er Jahren besaß nach Auskunft des jetzigen Besitzers der „Mohnmühle“ ein „Johann Mohnhorn“ diese Mühle, angeblich als erster Müller. Gleich dem genannten einstigen Besitzer hat auch der jetzige dem Worte Mohnhorn sein doppeltes h entzogen; denn der letztere nennt sich Besitzer von „Hotel und Pension Mohnmühle in Klein-Aupa (österr. Riesengebirge)“ auf seinen Briefbogen und Rechnungen. Die Mohnmühle kann allerdings ihren Namen führen von einem ihrer Besitzer, der Mohnhorn oder richtiger Mohnhorn hieß, aber wahrscheinlich rührt dessen Familienname vom Gebäck Mohnhorn her.

Das mittelalterliche Zunftwesen brachte es nämlich mit sich, daß der einzelne Bäcker nicht Backware jeder Art backen durfte, sondern auf ein besonderes Gebäck beschränkt blieb. Sechzehn Sorten Bäcker zählt Wilmar in seinem Namenbüchlein auf, die von demjenigen Gebäck, das sie zu backen berechtigt waren, ihren

Namen erhielten. Darunter befindet sich auch der Ekenbecker (einer, der, wie Wilmar sagt, „schifförmiges Gebäck, Hornaffen backt“). Den Hornaff, Horneffer, Hornaffer oder Hornaffenbecker kennt zwar Wilmar nicht, wohl aber neben dem Rinkenbecker den Kuchenbecker, Stollenbecker, Semmelbecker. Letzterer wird wohl auch Semmler genannt worden sein. Till Eulenspiegel kommt nach seinen, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Historien in das Geschäft eines „Brod-bäckers“. Aus der Familie der Crailsheimer Hornaffen oder Hornaffer wird 1427 ein dortiger Zeugwart erwähnt*); als letztes Glied der Familie Hornaff verzeichnet ein Crailsheimer Sterberegister von 1547 eine Greifin „Hella Hornaffin“; sie starb im Hospital. Mindestens vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts saßen also zwei Jahrhunderte lang Angehörige der Familie „Hornaff“ in Crailsheim. Sie hatten Lehnbesitz und waren Eigentümer von Hofstätten. Gab es aber Hornaffer-Hofstätten, so gab es sehr erklärlicher Weise auch Hornaffen-Acker und, wenn so benannte Äcker sich noch heute bei Crailsheim finden, wie es der Fall ist, so darf man annehmen, daß der Name dieser Äcker gleich ähnlichen anderen Flurnamen aus alter Zeit stammt. Die Mohornmühle in Schlesien (s. S. 55 Heft 2 von 1913) liefert eine Parallele. Hornaffer-Acker waren Äcker, die der Hornaffer-Familie gehörten, wenn es nicht etwa Äcker waren, auf denen der Weizen gezogen wurde, der zum Hornaffenbacken diente, seit, wie demnächst sich ergeben soll, die Stadt vom Jahre 1380 ab die schenkweise massenhafte Lieferung von Hornaffen übernahm. Jedenfalls war um das genannte Jahr die Familie Hornaff eine angesehenere und begütertere in Crailsheim. Es ist somit ausgeschlossen, daß dort damals das Wort die häßliche Nebenbedeutung eines „Rotaffen“ im heutigen Sinne gehabt hätte. Wer würde wohl sich diesen Namen als Geschlechtsnamen gewählt oder von anderen sich haben gefallen lassen?

Gleichwohl wurde in Crailsheim das längst als Name eines Gebäcks wie als Name von einzelnen mit der Herstellung dieses Gebäcks befaßten Einwohnern gebräuchliche Wort Horn- oder Horaffe vom 17. Februar 1380 als Scheltwort eingeführt, zugleich aber in Verbindung damit der Herstellung dieses Gebäcks für jeden künftigen 17. Februar eine besondere Bedeutung beigelegt.

Der Grund für diesen Wandel liegt in einem für Crailsheim wichtigen Vorgange, der mit der allgemeinen politischen Lage der damaligen Verhältnisse im Deutschen Reiche zusammenhängt, wie sie oben (S. 355 Heft 47 von 1913) für die Jahre 1376 bis 1381 geschildert ist.

Im Jahre 1379, dem Hauptjahr der Tätigkeit des unter dem Zeichen des Hornes gebildeten Bundes adliger Herren (der „Hörner“) entwickelte sich Ähnliches in benachbarten Gebieten. Es kam dahin, daß damals drei Reichsstädte des Schwäbischen Bundes (Dinkelsbühl, Hall und Rothenburg), die zwei Jahre zuvor dem Grafen von Württemberg siegreich bei Neutlingen entgegengestanden

*) Oberamtsbeschreibung S. 224.

hatten, sich wiederum vereinten und dem in Amt und Burg Crailsheim herrschenden Grafen von Hohenlohe die Fehde ansagten*).

Die Hoffnung lag für die drei Reichsstädte nahe, daß die Stadt Crailsheim gemeinsame Sache mit ihnen machen werde. Statt dessen trat, als handle es sich für die Crailsheimer darum, unter dem Zeichen des Hornes zu kämpfen, die Stadt der Hohenlohe auf Seiten der hohenlohesischen Ritterschaft und schloß den Reichsstädten die Tore. So kam es zur Belagerung Crailsheims vom Herbst 1379 bis zum 17. Februar 1380. Am letztgenannten Tage, dem fünften vor Fastnacht, zogen die Belagerer unverrichteter Sache ab: Crailsheim ward gerettet — wie die spätere Sage berichtet — „durch die List seiner Bürgermeisterin“. Es wird nämlich erzählt, die Bürgermeisterin, „eine dicke Persönlichkeit“, sei, als die Lebensmittel ausgingen und man sich schon mit dem Gedanken der Übergabe trug, auf die Mauer gestiegen und habe von da aus den Feinden ihre Wohlbeleibtheit offen gezeigt. Das habe die Belagerer stutzig gemacht, so daß sie an der Möglichkeit verzweifelten, die Stadt auszuhungern. Im Ärger darüber hätten sie sich zum Abzuge entschlossen und den Siegern zugerufen; „Ihr Horaffen“.

Im Munde der Reichstädter sollte diese Bezeichnung die Crailsheimer möglichst verletzen, und sie tat das auch. Den Crailsheimern wurde ins Gesicht geschleudert, und zwar in gesteigertem Sinne des Wortes, daß sie Affen seien, Erzaffen, Affen höchster Potenz. Was „Horaffen“ wirklich waren, nämlich „offene Hörner“ wußte man wahrscheinlich 1380 in Crailsheim und Umgegend so wenig wie heute. Das Gebäck „Hornaffe“ oder „Horaff“ war und ist noch jetzt in den drei Reichsstädten nicht zu finden. Ob sie wußten, daß angesehene Crailsheimer Familien den Namen Hornaffer trugen, steht dahin. Feierte man aber in Crailsheim üblicherweise zu Fastnacht ein Hornaffenfest, so ist das den Nachbarstädten vielleicht bekannt gewesen. Jedenfalls hörten sie bei Aufgabe der Belagerung von der Existenz des Hornaffengebäcks in Crailsheim. Denn: „Alles überließ sich damals am 17. Februar“ — so berichtet die im Jahre 1839 erschienene „romantische Erzählung“ der Belagerung — „der ausgelassensten Freude“, und diese Freude kam eben durch besonders reichliches Backen und Vertilgen von Hornaffen mit zum Ausdruck. Gerade der allgemeine Taumel und Jubel der Crailsheimer gereichte ihren Feinden zum Ärger. Er fiel mit dem Fastnachtsfeste zusammen. Dazu erfanden nicht etwa die Crailsheimer über Nacht vom 17. zum 18. Februar ein Gebäck, das sie Hornaffen nannten und als neue Erfindung von Haus zu Haus backten. Die Hornaffen waren längst ihr Fastnachtsgebäck, wie die Hornaffer ihre Hornaffenbäcker. In Erfurt fand sich das ähnlich, während anderwärts, wie in Schlessien, wir das Hornaffenfest auf den Martinstag gelegt sahen. Für Regensburg setzte ein Bürger ein Jahrzehnt vor der Belagerung Crailsheims (1370) eine „ewige

*) Vgl. Gmelin, Gesch. Württembergs, Bd. 3, S. 327.

Spende“ aus, die „mit Hornaffen“ jährlich am Allerseelentag, also ebenfalls im November, ausgeteilt werden sollte*); ob das die Einsetzung eines Hornaffenfestes oder nur eine Spende für ein bereits übliches Fest bedeutete, erhellt ebensowenig wie bei der Crailsheimer Festfeier des Jahres 1380. J. L. Frisch in seinem „Deutschlateinischem Wörterbuch“ nennt 1741 neben dem Hornaff als Zwickel zwischen den Fensterscheiben den Hornaff als „eine Art Brezel, species spirarum certis mensibus coctarum“ und erwähnt als solches Festgebäck „die Martinshornap“, d. h. die zu Martini üblichen Hornaffen, die in Schlesien auch Martinshörner heißen. Für Crailsheim wurde 1380 aus dem kirchlichen Fastnachtsfeste ein städtisches Fest. Den Mittwoch vor Fastnacht erhob man zu einem lokalen Sedanstag umgekehrter Ordnung, den bis heute die Stadtverwaltung damit feierte, daß sie an diesem Tage den Schulkindern schenkweise „Hornaffen“ lieferte. Das schloß nicht aus, den Namen des Festgebäckes zu einem Schimpfwort zu lassen. Die Herleitung eines solchen von einem Gebäck mußte man auch anderswo erdulden. Den oberhessischen Frankenbergern z. B. hingen ihre Nachbarn den Namen „Asterkuchen“ und das Lied an: „Asterkuchen, Asterkuchen schmeckt doch zuckersüß!“, weil sie als armselige Hinterländer nur über die geringere Mehlsorte (die bei zweimaligem Mahlen als „Astermehl“ gewonnen wurde) für ihre Festkuchen zu verfügen hatten. Und die Kasseler mußten sich und müssen sich noch gegenwärtig die Bezeichnung als „Kasseler Windbeutel“ gefallen lassen, weil sie das Gebäck der „Windbeutel“ lieben; der Spottname führte zugleich dahin, in den Einwohnern Kassels windige Leichtfüße zu sehen. Den Berlinern ist von außerhalb her, soviel bekannt, kein allgemeines Scheltwort angehängt worden, sie selbst gebrauchen aber ein solches für ihre Bäcker. „Der richtige Berliner“ Hans Meyers (1904) belehrt darüber mit den Worten: „Deechaffe (Teigaffe), Spottname für Bäcker“. Denselben Namen in der Form Teigaffe kennt A. Richter (Deutsche Redensarten 1910) für jeden Bäcker überhaupt. Der Spott, der darin liegt, scheint sich dagegen zu richten, daß die Bäcker in Teig machen und so sich erkönnen, mit dürftigen, kaum verständlichen Gebilden den Künstlern nachzuäffen. Daß auch sonst Personennamen vom Gebäck hergeleitet werden, beweisen die überall in deutschen Landen verteilten Gutbrod, Weißbrod, Zubrod, Rückenbrod, Laib, Halbblaiß usw.

Der Ingrim der drei Reichsstädte kam aber durch den Zuruf „Ihr Hornaffen“ noch nach ganz anderer Richtung hin zum scharfen Ausdruck. In den Augen der Reichsstädter verdienten die Crailsheimer, alle sämtlich als Affen übelster Sorte, als wahre „Horn“-Affen gescholten zu werden. Hatten sie doch — statt an Seite der Reichsstädter für Erweiterung der Bürgerrechte zu kämpfen — den Hohenlohes und deren Rittern sich angeschlossen und waren damit in die Fußtapfen der verhassten, unter dem Schutze des Hornes einherziehenden Horn-Ritter getreten, also deren Affen geworden. Die Reichsstädter

*) Th. Gemeiner, Regensburger Chronik (1800 ff) Band II, S. 154

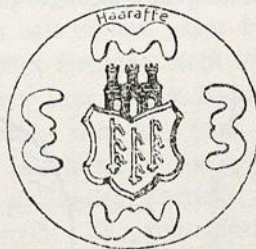
verwandelten darum das Wort Horn- oder Horaffe, das in Crailsheim bislang nur ein Gebäck oder dessen Bäcker oder eine von solchen Bäckern herstammende Bürgerfamilie bezeichnete, in ein dort jedenfalls recht ungern gehörtes Scheltwort. Sie taten für die Sprachentwicklung dasselbe, was die Kunst tat, wenn sie aus Hornaffen — wohl unkundig dessen wahrer Bedeutung — das Fabeltier des gehörnten Affen schuf, wie es an der Pariser Notre-Dame-Kirche zur Schau gestellt ist. Unverkennbar war das Spottwort in seiner Mehrdeutigkeit besonders geschickt gewählt. Nicht bloß lag darin eine Verhöhnung des Hornungsfestes, dessen Feier mit den sonderbaren Hornaffen die drei Reichsstädte nicht kannten und nicht kennen wollten, es lag vielmehr weiter darin eine Verhöhnung der Crailsheimer Bürger als Fürstenknechte und damit als Leute, die es übernahmen, die Rolle der „Hörner“ übelsten Rufes im schwäbischen Lande spielen zu wollen.

Daß in der Tat die Parteinahme der Crailsheimer für die Hohenlohes und ihre Ritter mehr zur Stärkung des Adels als des Bürgertums führte, dafür spricht eine Mitteilung in der „romantischen Erzählung der Belagerung“: es wird darin als erfreuliche Folge der reichsstädtischen Belagerung betont, daß dem Verlobten der Bürgermeisterstöchter, der als Junftgenosse keine Aussicht hatte, in eine Patrizierfamilie heiraten zu können, wegen seiner erfolgreichen Mitwirkung bei der Belagerung der Adel verliehen und daß damit das Ehehindernis erfreulichst beseitigt worden sei. Abzulehnen ist die Erklärung, die neuerer Zeit in Crailsheim Boden gewonnen hat, daß das Scheltwort Horaffe einen Schmutz- oder Rotaffen im heutigen Sinne dieses Wortes bedeute; es ist oben (S. 440 Heft 49 von 1913) nachgewiesen, daß im Jahre 1380 „Rot“ gar nicht den Sinn hatte, in welchem es heute gebraucht wird. Abzulehnen ist ferner, den Horaffen von aqua oder gar vom Benehmen der Bürgermeisterin bei der Belagerung herzuleiten. Erst nach dem Jahre 1839 muß die alberne Geschichte, die der Bürgermeisterin nachgesagt wird, erfunden sein. Denn die „romantische Erzählung“ jenes Jahres weiß davon noch nichts, wohl aber weiß sie — als Nachklang der an die zwei Jahrhunderte frühere Belagerung des benachbarten Weinsberg angeknüpften bekannten Sage von der Heldentat der dortigen Weiber —, daß am 17. Februar 1380 „auf den Mauern Crailsheims ein Heer von bewaffneten Weibern nahte und Felsstücke niederrollte, so daß scharenweis die Feinde in die Gräben stürzten und ermüdet zurückliefen. Sie nannten, so meint die romantische Erzählung, „die starzbärtigen Crailsheimer in übermütigem Scherze Haaraffen“. Das weicht wesentlich ab von der jetzt in Crailsheim herrschenden Sage. Es ist offenbar insoweit richtig, als es das Scheltwort auf alle Bürger der Stadt bezieht und damit ausschließt, dasselbe von einer Einzelhandlung ihrer Bürgermeisterin herzuleiten. Ebenso offenbar unrichtig ist aber, den Anlaß des Scheltworts darin zu sehen, daß die Crailsheimer des Jahres 1380 besonders starzbärtige Leute gewesen seien. Wer möchte wohl glauben, daß damals der Generalkommandant der Belagerer,

der Oberbürgermeister von Hall, und die unter ihm kämpfenden Bürger der drei Reichsstädte nicht starhbärtige Leute gewesen? Nur wer das voraussetzt, kann es für möglich halten, daß die Reichsstädter den Crailsheimern ihre Starhbärtigkeit spottweise vorgeworfen hätten.

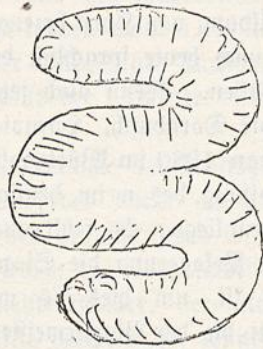
Diese ihre vermeintliche Sondereigenschaft gab dann aber offenbar den Grund ab, die Horaffen, die man bereits angefangen hatte, in Haaraffen zu verhochdeutschen, noch weiter sogar in „Haaraffen“ umzumodeln.

Daß die Reichsstädter die Wortform Horaffen 1380 anwendeten und nicht Hornaffen, darf nicht auffallen. Wir haben bereits (S. 350 Heft 47 von 1913) das Wort Hor als einfache Nachbildung von Horn bezeugt gefunden. Außerdem wird in der Crailsheimer Gegend noch heute sprachlich der Endbuchstabe in Wörtern wie Dorn und Horn abgeschliffen. Wenn auch jetzt ein solches Abschleifen bei zusammengesetzten Worten, wie Dornbusch, Hornvieh nicht mehr vorkommt, so schließt das nicht aus, daß man 1380 im Württembergischen Horaff statt Hornaffe sprach, wie solche Abschleifung des n im heutigen schlesischen Mohnhorn als Tatsache jedermann vor Augen liegt. Es fehlt auch jeder vernünftige Grund, gelegentlich der aufgegebenen Belagerung die Sieger mit einem Schmutznamen zu bewerfen. Wahrscheinlich ist, um dies als möglich erscheinen zu lassen, überhaupt erst in neuerer Zeit die der Bürgermeisterin nachgesagte Heldentat — frei, aber jedenfalls recht geschmacklos erfunden. Wer der Erfinder war, ist nicht sicher festzustellen. Im Jahre 1853 lieferte aber der jetzt verschollene Bautechniker Bad dem Crailsheimer Rathaus einen Ofenschirm, auf welchem im Bilde die Belagerung von 1380 dargestellt war. Man sah die Feinde Crailsheims von der starken Mauer des hübschen Städtchens herabstürzen. Der Ofenschirm ist verschwunden, diente aber im Jahre 1900 dem Maler Horlacher in Crailsheim als Motiv für ein noch dort befindliches etwa einen Quadratmeter großes Gemälde, dem 1903 die in Crailsheim jetzt gebräuchliche Postansichtskarte nachgebildet ist*). Sie wiederholt das Bild im Kleinen, fügt aber zugleich, indem sie den früheren Horaffe zu einem Haaraffe umformt, dem beige gedruckten Stadtwappen oben, unten, wie an jeder Seite ein mit „Haaraffe“ überschriebenes (s. Abbildung) Konterfei des in Crailsheim noch üblichen Festgebäckes und drei

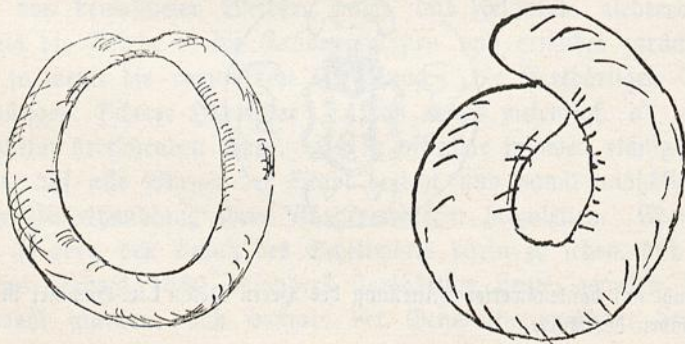


*) Beruht auf dankenswerter Mitteilung des Herrn Defan Lic. Hummel in Crailsheim und auf Angaben der Karte.

Strophen eines Gedichtes hinzu, mit den Endworten: „seht . . . wie eines Weibes List und Mut ‚Haaraffia‘ erretten tut.“ Das beweist, daß die Gegenwart das Wort „Haaraffe“ in Crailsheim sogar als Ehrennamen behandelt. Nach dem Berichte Schnerrings in der Crailsheimer Zeitung von 1908 führen deshalb heute die Crailsheimer Säger, wenn sie nach Hall, oder die Crailsheimer Turner, wenn sie nach Dinkelsbühl, oder die Crailsheimer Feuerwehrleute, wenn sie nach Rothenburg ziehen, stets ihren Horaffen gemalt oder gebacken mit sich. Nachstehend folgt das Bild eines heutigen gebackenen Horaff.



In der Gestalt dieses Crailsheimer Zeichens prägt sich das uralte Offenhorn oder Hornoff viel charakteristischer aus, als in den sonstwo bekannten heutigen Gebäcken der Hörnerform. Die thüringischen wie die hessischen Hornaffen gleich den an anderen Orten üblichen Hörnchen oder Hörneln verbergen gewissermaßen, daß sie aus zwei mit der Basis zusammengefügtten Hörnern entstanden; sie stellen sich als ein Gebäckstück dar, etwa gleich einem großen lateinischen C. Der Crailsheimer Horaff dagegen besteht sichtlich aus zwei Teilen; er stellt etwa die Zahl 3 dar, wie aus der obigen Zeichnung erhellt. Der Kasseler Hornaffe älterer Zeit gleicht dem S. 55 Heft 2 von 1914 abgebildeten schlesischen Mochhorn, in neuerer Zeit hat er auf zweierlei Weise, wie die hier folgende Abbildung darstellt, seine „Offenheit“ verloren, vielleicht, weil es für die geschäftliche Behandlung des Gebäcks zweckmäßig erschien.

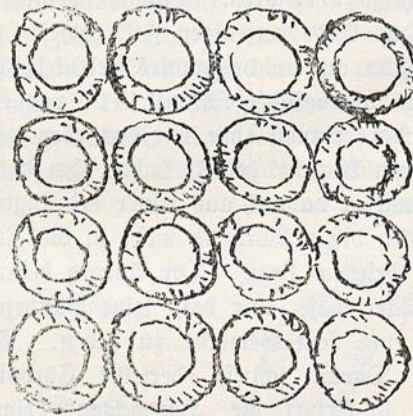


9.

Legt man zwei Grailsheimer Hornaffen so, daß die drei vorragenden Teile des einen an die drei vorragenden Teile des anderen stoßen, so bildet sich aus der Horn-Drei eine Horn-Achte; jeder Hornaffe ist gewissermaßen eine senkrecht durchgeschnittene Horn-Achte, also eine halbe Horn-Achte. Der Bäcker löst darum von einer Horn-Achte doppelt soviel als von einer Horn-Drei. Natürlicherweise verkauft er darum lieber Hornachten als Horndreien. Da jeder Bäcker früherer Jahrhunderte nur zu einer besonderen Art von Gebäck konzeffioniert war, so durfte der Hornaffenbäcker wohl offene Hörner, nicht aber geschlossene Hörner oder Ringe, selbstverständlich auch nicht Hornachten (d. h. Doppelringe) backen; er war kein „Rinkenbäcker“, sondern eben nur „Hornaffenbäcker“. Hornachten waren nichts anderes als zwei zusammenstoßende Ringe. Zeitweilig ergingen sogar Verbote gegen das Hornaffenbacken überhaupt, und zwar aus kirchlichen Rücksichten. Das Luthertum wollte nichts wissen von Festen der katholischen Kirche zur Feier der Reinigung der Jungfrau Maria oder des heiligen Martin. Das Interim des Jahres 1641 milderte diese Auffassung. Daraus erklärt sich ein Eintrag im Ratsprotokoll von Schwäbisch-Hall vom Juli 1646. Er lautet: „St. S Wittib bitt, weil das Handwerk gar schlecht und die Kontribution hoch, das Hornaffenbacken, so eine Zeitlang verboten, ihr allein zu verwilligen. Ein ehrbarer Rat verwilligt nicht allein ihr, sondern allen, die sich darauf verstehen.“ Wir lernen daraus, daß in Hall, wo 1380 wie gegenwärtig Hornaffen nicht üblich sind, zwischen 1380 und der Reformationseinführung Hornaffen gebacken, dann aber — wahrscheinlich infolge der eingeführten Reformation — verboten waren und verboten blieben, bis im Jahre 1646 der Stadtrat das Verbot zwar aufhob, aber von Privilegierung einzelner Bäcker mit dem Hornaffenbacken ab sah und so liberal war, alle Bäcker, die Hornaffen zu backen „verstehen“, dazu für berechtigt zu erklären. Danach scheint das Ende des Dreißigjährigen Krieges auch das Ende derjenigen Zeit gewesen zu sein, welche zunftgemäß den einzelnen Bäcker auf ein bestimmtes Gebäck beschränkte. Wenn daher von Falkenstein in seiner thüringischen Chronik 1711 von einem Bäcker in Erfurt erzählt, der vorlängst dort einmal (wie wir das eben vom Haller Bäcker des Jahres 1646 sahen) den Antrag gestellt habe, ihm das Backen von „Hornachten“ zu gestatten, damit er dadurch aus seiner bedrängten Vermögenslage sich aufhelfen könne, so wird dieser Vorgang wohl in die Zeit zu setzen sein, die vor dem westfälischen Frieden liegt. Der Antrag bedeutet dann, daß jener Bäcker ein Hornaffenbäcker war, aber bat, seine Backbefugnis auf Hornachten ausdehnen zu dürfen, um sein Gewerbe zu heben. Das wurde ihm nach Falkenstein gestattet. Daran schließt derselbe Chronikenschreiber die Bemerkung, daß seitdem in Erfurt die „Hornachten“ besonders beliebt gewesen seien. Er verbindet damit die Vermutung, daß die seinerzeit dort bekannten „Hornaffen“ nichts anderes seien, als jene damals eingeführten „Hornachten“; der Hornaffe sei eine sprachliche Mißgestaltung der Hornachte. Hier irrt aber

Falkenstein offensichtlich; denn Stieler's Sprachschatz weiß 1691 von einer seit alters „Hornab“ oder „Hornaff“ benannten species spirarum mense Februarii Erfurti coctarum. Demnach gab es damals in Erfurt „Ringe“ — und als solche stellen sich die Hornachten dar —, die man in Erfurt mit dem langhergebrachten Namen Hornaff bezeichnete. Woher letzterer Name stammt, wußte weder Stieler noch Falkenstein noch Frisch, der sich offenbar auf letztere beide stützt, wenn er in seinem oben zitierten Wörterbuch (1741) das zu Erfurt von Buttermilch angefertigte Gebäck des Hornaff, wie auch das anderswo „von Weizenbrod in der Fasten fast als ein 8“ angefertigtes „Hornappen“ erwähnt, deren „zwei aneinander um zwei Pfennig“ zu haben seien und „ohne Zerreißung geteilt werden können“, während „die Martinshornap nur einfach“ seien.

Nachdem der Erfurter Hornaffenbäcker berechtigt war, neben Hornaffen (= Hornbreien) auch Hornachten zu backen und diese von der Bürgerschaft jenen vorgezogen wurden, ging der alte Name ohne weiteres auf das neue Gebäck über. So blieb es in Erfurt, bis seit Mitte vorigen Jahrhunderts „Fastenbretzel“ und „Salztengel“ das alte Gebäck verdrängten. Gleichwohl werden dort nach sachkundigem Berichte noch „Hornachten“ gebacken. So lautet „die eigentliche Bäckerbezeichnung“, während „die Kinder“ das Gebäck „Hornaffen“ nannten. Es wurde früher aus Weizenmehl hergestellt, dann aber, um beim Bieren Sonnabends und Sonntags schmachhaft zu sein, mit einem Zusatz von Roggenmehl versehen und mit Salz bestreut unter Weglassung von Milch und Butter. Die übliche Form entsteht jetzt dadurch, daß auf einem Kuchenbrett acht Reihen von je acht verhältnismäßig kleinen Ringen (etwa 8 Zentimeter im Durchmesser) nebeneinander gelegt werden, die sich infolge des Backens untereinander verbinden und je nach Wunsch einzeln oder in beliebiger Zahl zusammenhängend verkauft werden. Das Ganze, in untenstehender auf 16 Ringe beschränkter Abbildung



ersichtlich, stellt nichts anderes als ein quadratisches Fenster mit Buzenscheiben dar. Die Vereinigung zweier Ringe zu einer Acht hat sich hiernach auf die acht Reihen von je acht Ringen übertragen; deshalb wird aber noch keines-

wegs die Gesamtheit der 64 oder der 16 Ringe etwa im Handel als eine Hornachte geführt.

Ein in Erfurt langansässiger Bäcker befundet denn auch, daß er, weil sein Kuchenbrett für acht Ringe nebeneinander zu schmal war, stets nur sechs Ringe nebeneinander gebacken habe. Sein daraus gezogener Schluß, daß der Name Hornachte deshalb „mit der Zahl acht nicht zusammenhänge“, greift aber fehl. Weil man allmählich in Erfurt vergessen hatte, daß die Hornachte nichts anderes sei, als zwei zu einer Acht aneinander gebackene Ringe, glaubte man die Hornacht in achtfachen Ringen und in Verachtachung einer solchen Reihe von Ringen erblicken zu sollen; der alte Horn-„Affe“ lebt nur noch unverstanden im Kinder-munde fort.

Gewissermaßen ähnlich steht es im benachbarten Gotha. Hier kennt man zwar ein besonderes Weihnachtsgebäck — das Scheitchen —, aber einen gebackenen Hornaffen gibt es so wenig, wie eine gebackene Hornachte. Indes schreibt ein Gewährsmann von dort: „Ich kenne ‚Hornaff‘ aber nur als Schimpfwort unserer Gassenjungen.“ In Weimar weiß man jetzt nichts mehr von Hornaffen, auch in Naumburg nicht, und doch erzählt im Jahre 1818 K. P. Lepsius*), es habe sich, wie in mehreren anderen Städten Thüringens, so auch in Naumburg die alte Sitte erhalten, „Haffen oder Häffchen in Gestalt eines doppelten Hörnchens zu Fastnacht zu backen“, aber nur am Tage, da das Brezelbacken anfängt, seien sie zum Vorschein gekommen, um mit einer Anzahl Brezeln unter die Ratsmitglieder verteilt zu werden nebst einigen Talern für süßen Wein, der wohl einst in Natur angeschafft und in der zur Brezelprobe bestimmten Sitzung getrunken sei. Nach derselben Quelle legte ein bischöfliches Innungsprivileg von 1329 der Naumburger Bäckerinnung als Entgelt für das Recht der Innung, „Stollen“ zu backen, die Verpflichtung auf, dem jeweiligen Bischof zu Weihnachten zwei solcher aus einem halben Scheffel Weizen gebackener „Brote“ zu liefern. Das sind die Gebäcke, die allmählich in Naumburg gleich den Scheitchen in Gotha und den Brezeln andernwärts die Hornaffen verdrängten. Zuweilen aber ging sogar der Name Hornaffe, der ursprünglich keine Brezel, vielmehr zu ihr einen Gegensatz bildete, auf die Brezel über; denn ein heutiger Marburger Konditor, der auf Bestellung „Hornaffen“ zu liefern pflegt, belehrt darüber, sie würden „aus gutem Weizenmehl und guter Butter nebst Eiern gebacken; die Form sei ungefähr die eines Halbmondes, der aus zwei Stücken bestehe, die ineinander geschlungen werden“. Das ist Hornaffe und Brezel als Hermaphrodit. Geblieben ist hier von altersher die Betonung der Dualität des Gebäcks. Aus eigener Jugendzeit weiß ich, daß in Kassel neben dem Offen-Horn-Gebäck auch eine große Brezel mit zwei „ineinander geschlungenen Teilen“ im Handel vorkam, die man unter dem Namen Hornaffen bestellte. In Wahrheit war sie eine Breze. Weil man Brezel nur als Kleingebäck kannte, das

*) Kleine Schriften, 1, 253.

Wort Breze aber abgestorben war, verfiel man darauf, sie mit unter dem Namen Hornaffe zu begreifen.

Noch weiterhin scheint die Brezel den Hornaffen verdrängt zu haben. Die Sammlung von fast sechshundert Volksliedern, die 1808 N. von Arnim und Cl. Brentano unter dem von ihnen gewählten Titel „Des Knaben Wunderhorn“ herausgaben (von Volksliedern, die „freilich bei weitem nicht alle Volkslieder sind“*), ruft im ersten „Kinderlied“ den „Schülerlein“ ein Wachauf zu, weil „Gregorius, das Schulfest, heut ist wieder angekommen“ und der Frühling helle Freudentrommeln schlägt. Zu diesen Zeiten sei alter Christenbrauch, die Kinder zu Schul und Kirch zu leiten und einen Kinderbischof zu wählen, dem König, Handwerksmann, Soldat, Hanswurst und Affen folgen; dem Bischof werde am Hirtenstab die Brezel vorgetragen. „Was das für eine Bewandnis hat“ — so fährt das Lied fort — „merkt auf, ich will es euch sagen: die Brezel heißt pretiolum, ein Preislein für die Kinder, die in der Schule nit sind stumm . . .“ Das Gregoriusfest wird seit 830 als Kinder- und Schulfest im März zu Ehren Papst Gregors des Großen († 604) an Stelle der altrömischen Quinquatria oder Minervalia gefeiert. Das Kinderlied des Wunderhorns mag in seiner Grundlage ein Volkslied sein, die etymologische Schlußerklärung des Wortes Brezel hat aber seinen Ursprung sicher nicht im Volksmunde, sondern wohl in der Feder eines Schulgelehrten, dessen Phantasie der Gedanke entsprang, die Brezel heiße im Lateinischen pretiolum. So heißt sie nicht, sondern sie heißt spira. Das Volk pflegt auch für seine Gebäcknamen sich an handgreifliche Dinge zu halten. Wie sollte es dazu kommen, für die Brezel das abstrakte Wort Preis oder gar dessen durchaus ungebräuchliches Deminutiv Preislein zu wählen?

Gleich den Crailsheimern, die heute noch ihren Festzügen Fahnen mit dem Abbilde des Hornaffen vortragen, so trugen zur Zeit der Entstehung des „Kinderliedes“ und vielleicht noch lange nachher da, wo das Kinderlied lebte, die Kinder ihrem gewählten Bischof die Brezel vor. Woher deren Name stammt, ist aus Nr. 1 dieses Streifzugs ersichtlich**).

10.

Der Übergang vom Hornaffen zur Brezel hat etwas sehr Natürliches. Man vergegenwärtige sich nur die Art der Entstehung des einen wie des anderen Gebäcks in der Hand des Bäckers. Dieser formt aus seinem Teige einen an den beiden Enden sich naturgemäß zuspitzenden Wulst. Biegt er den Wulst zu

*) G. Wendt in der Einleitung zur Ausgabe von 1873. Berlin, Grote, Bd. I, S. 5 und Bd. II, S. 448.

**) Dagegen schrieb mir ein aufmerksamer Anonymus, der Plural von braccio heiße braccia. Das ist nur insofern richtig, als braccia die neuere und jetzt häufigere Form ist. Daneben besteht die ältere bracci, ja zuweilen — was der deutschen Breze noch näher kommt — brazzi. Vgl. Veneroni a. a. O. I, 132 und Musafia, Ital. Sprachlehre 15. Aufl. (1881) S. 32, und Sauer, Ital. Konversationsgrammatik 11. Aufl. (1901) S. 213.

einer Rundung um, so entsteht der Ring, wenn die beiden Enden in sich völlig vereint werden; bleiben sie unvereinigt einander genähert, so entsteht der Hornaffe in Gestalt eines Doppelhorns, das — wie in Crailsheim — noch besonders dann augenfällig hervortritt, wenn der Teigwulst in seiner Mitte eine Einbuchtung erhält. Werden aber die Spitzen des Wulstes weiterhin so tief gebogen, daß sie von innen den Mittelteil des Wulstes treffen und sich kreuzen, so entsteht die Brezel.

Eine andere Umwandlung des Hornaffen vollzog sich dann dadurch, daß er vom einstigen reichhaltigsten, stattlichen Festkuchen herabsank zum kleinen Salzkringel herbster und derbster Art, zu einem dürftigen Wassergebäck. Als solches führt ihn mit der Bezeichnung „Hornachte“ Wilhelm Hartmann, Theorie und Praxis der Bäckerei (Berlin 1901) in Erfurt auf. Vielleicht hat die Spekulation des dortigen Bäckers, der im siebzehnten Jahrhundert aus dem Hornaffen die Hornachte schuf, auch den Grund dafür abgegeben, daß zufolge der wirtschaftlichen Misere der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an die Stelle des nur dem Wohlhabenden zugänglichen feinen und großen Kuchens ein billiger, wesentlich verkleinerter Bierkringel trat. Und dieselbe Wandlung scheint dem Crailsheimer Hornaff beschieden gewesen zu sein, als aus ihm der heutige, den Schulkindern auf Kosten der Stadt zu liefernde „Hornaff“ entstand. Der städtische Säckelmeister wird es rätlich gefunden haben, Qualität wie Quantität des einstigen Hornaffen etwas einzuschränken. Kassel und Marburg wahrten aber die altbewährte Sitte und kennen nur ansehnliche „Hornaffen“ feinsten Art.

War der Hornaff als das zur heidnischen Zeit des Hornungsfestes verwendete offene Gebäckhorn bereits bei Erbauung der Notre-Dame-Kirche so sehr in der Erinnerung geschwunden, daß daraus sich das Fabeltier des gehörnten Affen gebildet hatte, so sehen wir aus dem Crailsheimer Hornaff oder Hornaff den Hornaffen, ja sogar den Haaraffen und die ganze Haaraffenstadt „Haaraffia“ erwachsen. Um diesen weiten Weg zurückzulegen, bedurfte unsere Sprache der Kleinigkeit mindestens eines Jahrtausends. Es fehlte nur, daß dieselbe Kunst, die im Maul-Affen den Maul-Laffen entdeckte, auch nicht davor zurückschräke, der Haar-Affia ein L hineinzudichten, vielleicht sogar noch in Verbindung mit einem S, und so aus der Haaraffia eine Schlaraffia entstehen zu lassen. Hält man doch im thüringischen Ruhla, wie anderswo, „Schlaraffen“ statt „Maulaffen“ feil*). Neuestens ist denn auch ein leibhaftiger, wirklicher „Haaraffe“ in die Erscheinung getreten. So bezeichnen — sehr mit Recht — jetzt unsere Zoologen diejenige Affenart, welche kürzlich am Amazonenstromer entdeckt ist und sich „auszeichnet durch auffallende Kopf- und Bartfrisur, wie überhaupt durch üppige Haarentfaltung.“ Der Berliner Tag vom 1. Juni 1913 zeigt dies kleine Geschöpf in lehrreicher Abbildung nach dem Leben. Es hat mit dem „Hornaffen“ nicht das mindeste gemein. Der Berliner „Haaraffe“ ist ein Kind

*) A. Richter, Deutsche Redensarten (1910), S. 144.

der Neuzeit, der Grailsheimer Haaraff ist nichts als ein verbalhornisierter, mittelalterlicher Hornaff. Die Volksetymologie bildete ihn ebenso unverständig, wie sie unverständig aus dem „Mauloff“ den „Maulaffen“ oder aus dem „viel Liebchen“ den Vornamen „Philippinchen“, aus dem Zunamen „Eulenspiegel“ das Appellativwort „espiègle“, aus dem Satze „ich bring's dir“, ein dem Städtenamen „Brindisi“ gleichlautendes Wort und aus dem „Faltstuhl“ den „Feldstuhl“ herauszuf.

Ein arg verschlungener Weg war es, den Gedankenprüngen nachzugehen, deren es von seiten unserer volksmäßigen Lautverschiebungskunst bedurfte, nach mehr als einer Richtung hin Rätsel zu lösen, die der heutige Stand unserer Sprache uns aufgibt. Aus den herangezogenen Beispielen und den Beweisen, die sie erbracht haben werden, wird erhellen, wieviel zur Sicherung gefundener Ergebnisse äußere Ereignisse mitwirken, und daß es sich lohnt, ihnen nachzuforschen. „Exemplis discimus“, wußte schon der römische Fabeldichter. Die in diesen Ausführungen berührten fabelhaften wie nicht fabelhaften Dinge dürften vielleicht belehren, daß es auch für Lösung mancher anderer Rätsel unserer Sprachbildungen nutzbringend sein kann, anscheinend Unbedeutendes, sachlich, sprachlich und örtlich recht Fernliegendes nicht unberücksichtigt zu lassen. Zugleich wirft die Entwicklung der Sprache vielerlei Licht auf die Kulturgeschichte, leider aber meist, ohne sicheren Anhalt zu bieten für bestimmte Zeitangaben, wann das kulturgeschichtliche Ereignis, von dem wir durch sprachliche Wandlungen Kenntnis erhalten, in die Erscheinung trat. Was zu altheidnischer wie zu altchristlicher Zeit sich verband mit den höchsten Vorstellungen, denen die Völker sich hingaben, sahen wir im Laufe der Jahrhunderte herabstinken zu kaum verständlichen Namen minderwertiger Gebäude oder zu kaum verständlichen Scheltworten.

Und führt nicht gar der Ursprung des noch heute weitverbreiteten Brauches, offene Doppelhörner oder Doppelhörnchen zu baden, in die nach wissenschaftlicher Feststellung „sicher wenigstens zehntausend Jahre vor Christi Geburt liegende Zeit“ zurück, in der die Menschheit mittels des Anfangsbuchstabens des ältesten bekannten Alphabets auf die Hörner des von ihr besonders heilig gehaltenen Stieres hinwies?*)

*) Vgl. Grenzboten von 1918 Heft 47 S. 351, 352. — Ausweislich des am 8. Dezember 1913 in Straßburg gehaltenen Vortrages von Deimlings, belegen die afrikanischen Ochsentreiber ihre Ochsen mit dem Namen Bismard oder dem Namen des jeweiligen Führers der Schutztruppen. Damit wollen sie doch wohl nichts anderes kundgeben als die Verehrung, die sie dem Stiere landesüblich zollen.

(Schluß)

